

Nicht nur in der Moschee Von Zwangsheiraten sind in der Schweiz alle Religionen betroffen. Prävention tut not. HINTERGRUND 2

Bunt und vielfältig Queer-Sein in Graubünden. Was das heisst und wie es sich anfühlt, erzählt eine Betroffene. REGION 9



Foto: Mayk Wendt

Reise zu den Wurzeln In der Schweiz wuchs Sebastián als Adoptivkind auf, in Kolumbien sucht er seine Mutter. DOSSIER 5-8

Kirchgemeinden Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. AB SEITE 13

reformiert.

Graubünden Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 2/Februar 2023
www.reformiert.info

Post CH AG

Betteln als Arbeit zu sehen, hilft beim Umgang damit

Gesellschaft Angebettelt werden ist oft unangenehm. Was tun? Von den Betroffenen gibt es nützliche Tipps und vom Theologen einen einfachen Grundsatz. Das Umsetzen bleibt aber herausfordernd.



Vielleicht ist es die Angst um den eigenen Status und vor dem eigenen Abstieg, die in der Konfrontation mit der sichtbaren Armut irritiert.

Foto: Getty Images

«Jeder Mensch kommt einmal in eine existenzielle Lage, in der er seine Hand hinhalten muss.» Was Christoph Sigrist, Pfarrer am Grossmünster in Zürich, im Brustton der Überzeugung sagt, bezieht sich nicht auf das Betteln auf der Gasse.

Aber der 59-jährige Theologe und Spezialist für Diakonie, mit der das helfende Handeln gemeint ist, nennt seine Aussage als Grund, warum Angebettelte sich oft schwertun in Begegnungen mit sichtbar Bedürftigen im öffentlichen Raum: «Es berührt uns unangenehm, weil wir es stets beschämend finden, die Hand hinzuhalten, obwohl wir alle irgendwann einmal andere werden um Unterstützung bitten müssen.»

Jeder Mensch wäre gleich

Heute reagiere er nach Gefühl, sagt Sigrist. Manchmal gebe er etwas, manchmal beginne er ein Gespräch. «Ich glaube, ich bin näher an der Lebensrealität, wenn ich in der Situation meine Betroffenheit umsetze.» Vor 20 Jahren aber habe er nieman-

dem etwas gegeben. «Es stimmte damals nicht überein mit meiner Vorstellung von professioneller Unterstützung», resümiert der Pfarrer.

Doch aus der christlichen Ethik heraus seien im Umgang mit Menschen grundsätzlich Berührungshemmungen fehl am Platz: «Jeder Mensch ist gleich vor Gott.» Schliesslich könne er nur von Gott reden, wenn er dabei auch jedem Menschen ins Gesicht schauen könne, der einen «Stutz» von ihm wolle. Aber das sei herausfordernd, räumt der Pfarrer ein: «Jegliche Bevormundung zu unterdrücken, misslingt mir selbst immer wieder.»

Lieber sitzen als ansprechen

Dabei sind die Bedürfnisse und die Wünsche von Bettelnden nicht anspruchsvoll. Das zeigt das Gespräch mit «Zwerg», der nur seinen Spitznamen in der Zeitung lesen will.

Der 46-Jährige sitzt in der Berner Innenstadt, seinen Hund neben sich, einen Becher vor sich. «Angesprochen werden mögen die Leute

gar nicht.» Deshalb bleibt der Wagenplatzbewohner an seinem Ort sitzen. Und die Arbeit gefalle ihm, er beobachte gern Menschen.

«Wenn alle einen Franken geben würden, müsste ich nicht mehr betteln», meint er lachend. Und fügt ernsthaft hinzu: «Es ist auch schon schön, wenn man mich nur grüsst oder anlächelt.» Werde er einfach als Mensch wahrgenommen, sei er zufrieden. Mit den Leuten rede er zwar gern, sagt Zwerg. Aber er bitte dann jeweils, dass man sich neben ihn stellt und nicht vor ihm stehen bleibt. Schliesslich möchte er etwas verdienen. Dass ihn Passanten auffordern, er solle doch arbeiten gehen, oder gar seinen Becher umstossen, komme immer wieder vor. Aber das stecke er einfach weg.

Warum ist es vielen Menschen unangenehm, Bettelnden zu begegnen? Nora Hunziker findet die Frage spannend. Die Sozialarbeiterin bei der kirchlichen Gassenarbeit Bern sagt: «Warum kommt man auf die Idee, gemein zu sein gegenüber

«Wenn alle einen Franken geben würden, müsste ich nicht mehr betteln. Aber ich finde es auch schön, wenn man mich grüsst oder anlächelt.»

«Zwerg»

Bettelnder in der Berner Innenstadt

Bettelnden?» Hunziker vermutet zwei Hauptgründe: Die Begegnung zeige einem, dass es Armut gibt, und zwar da, wo man selbst sei. «Das macht einem auch bewusst, dass man selbst arm sein könnte.»

Darauf deutet die Frage hin, die Bettelnden oft gestellt wird: wozu sie das Geld brauchen. Für diese Frage gebe es aber eigentlich keinen Grund, sagt Hunziker. «Wir fragen ja auch sonst niemanden, was sie oder er mit Geld macht.»

In der Gassenarbeit rufen oft Leute an und fragen nach Tipps im Umgang mit Leuten, die betteln. Dann verweist Hunziker jeweils auf einen

Unterschiedliche Regeln je nach Gemeinde

Betteln ist in der Schweiz zum Teil verboten, zum Teil erlaubt. Bis auf Gemeindeebene gelten unterschiedliche Regelungen. 15 Kantone verbieten das Betteln generell oder nur sogenannte «aufdringliches Betteln».

Selbst in einigen Gemeinden ist es nur an manchen Stellen oder zu bestimmten Zeiten untersagt. Laut einem Entscheid des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte vom Januar 2021 verletzen absolute Verbote aber die Menschenrechtskonvention. Und als im Dezember der Berner Gemeinderat vor «organisierten Bettelbanden» warnte, protestierte die kirchliche Gassenarbeit. «Für bandenmässiges Betteln gibt es keine Belege», sagt Sozialarbeiterin Nora Hunziker. Und kritisiert, dass bettelnde Menschen aus einer bestimmten Region als Kriminelle bezeichnet würden.

Instagram-Beitrag. Das Profil Sozialhilfe_kritisiert nenne kurz und einfach das Wichtigste, sagt die Sozialarbeiterin. «Gebt Geld, wenn ihr wollt und etwas habt. Bleibt anständig, wenn ihr nichts gebt. Und fragt nicht nach, wofür das Geld gebraucht wird.» Mit jemandem etwas kaufen zu gehen, mache wenig Sinn. «Die Autonomie darüber, was man mit einem Verdienst machen will, ist für alle wichtig.»

Das Wohl der Schwachen

Christoph Sigrist sieht zwar bei der Kirche grosses Potenzial, Bettelnden gut zu begegnen. Neben dem Menschenbild, das von der Gleichheit aller Menschen ausgeht, hätten viele Kirchgemeinden zentrale Räume sowie «ein unglaublich gutes Freiwilligennetz». Und die Orientierung am Wohl der Schwachen sei seit 2000 Jahren ein Erfolgsrezept der christlichen Gemeinden.

Doch sei ein wachsames Gewissen notwendig. «Hehre Werte allein schützen die Kirche nicht vor Bereicherung und Machtmissbrauch.» Und schliesslich bestehe für die Reformierten in der heutigen pluralen Gesellschaft als Minderheit die Herausforderung, ihren Auftrag weiterhin umzusetzen. Marius Schären

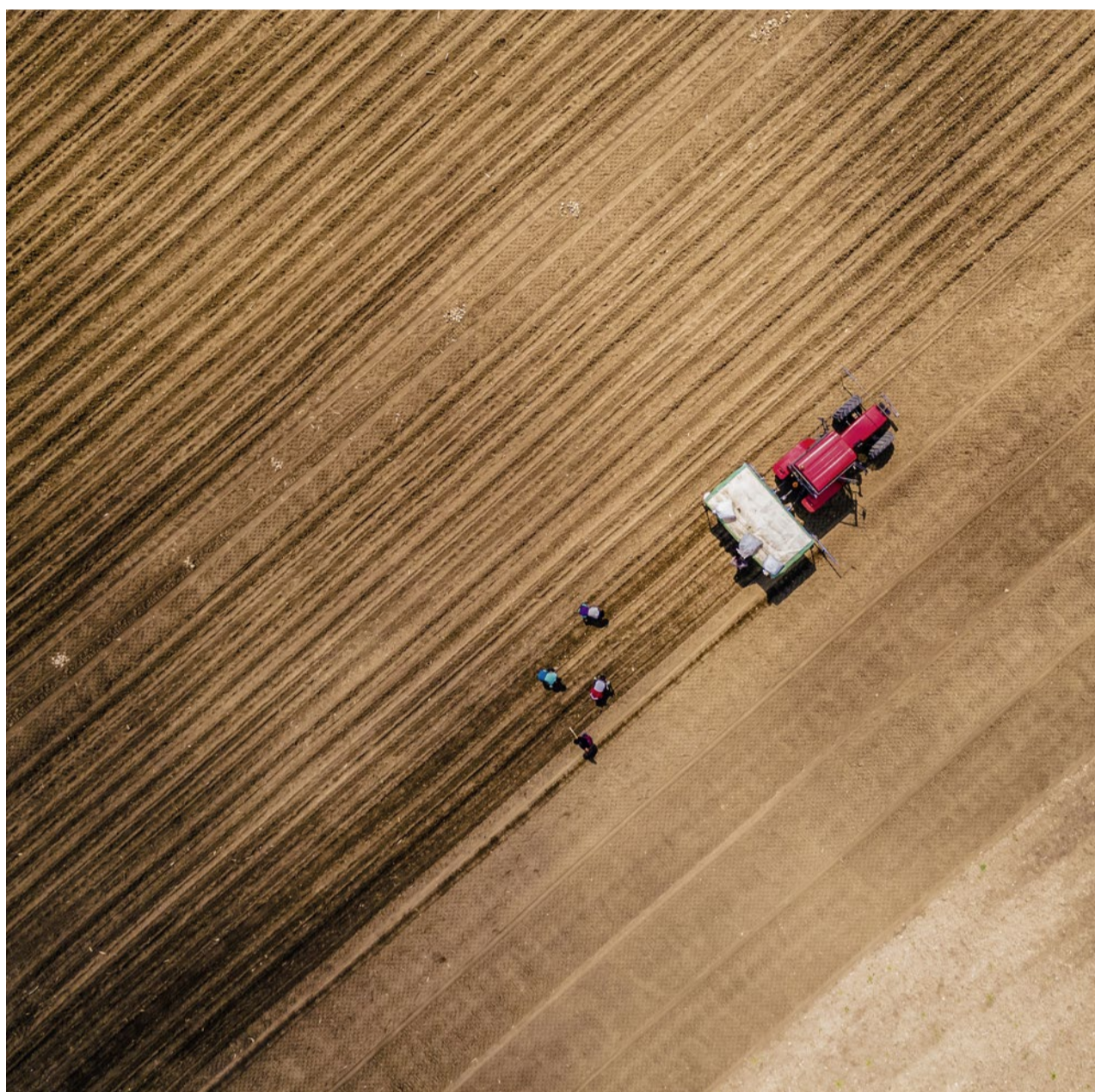
«Die Debatte ist stark ideologisiert»

Schöpfung Die ökumenische Fastenkampagne thematisiert den Zusammenhang von Klima und Ernährung. Agrarwissenschaftler Urs Niggli verlangt Offenheit gegenüber technologischen Optionen.

Laut der Food and Agriculture Organization (FAO) der Vereinten Nationen werden 2050 9,1 Milliarden Menschen zu versorgen sein. Dafür braucht es 50 Prozent mehr Nahrung als heute. Haben Sie ein Idee, wie das zu schaffen ist? Urs Niggli: Grob gesagt, gibt es zwei Lösungsansätze. Umweltorganisationen, Nichtregierungsorganisationen und Biobauern behaupten, dass wir theoretisch genug Nahrung produzieren können, um elf Milliarden Menschen zu versorgen. Die andere Position ist, dass wir unsere wissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten noch stärker ausschöpfen müssen. Beispielsweise im Bereich innovativer Technologien.

Und wo stehen Sie persönlich in dieser Diskussion?

Die Debatte ist stark ideologisiert. Die Lösung wird eine Kombination aus unterschiedlichen Massnahmen sein. Meine Meinung ist, dass wir den Technologieoptionen gegenüber offen bleiben sollten. Wir sehen in der Wissenschaft keinen Trend, dass weltweit viel weniger Fleisch gegessen wird. Die europäischen Bewegungen und Tendenzen zu mehr Veganismus reichen niemals aus, um den globalen Trend zu korrigieren. Eine weltweite Veränderung des Ernährungsverhaltens kann bis zu 40 Jahre dauern. Deshalb sollten wir die Erkenntnisse der Wissenschaft in Fragen des Pflanzenschutzes und der Pflanzenzüchtung nutzen, um



«Die Geschichte einer Technologieentwicklung»: Urs Niggli über die Landwirtschaft.

Foto: Getty Images



Urs Niggli, 70

Der Agrarwissenschaftler und Vordenker des biologischen Landbaus leitete das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL). Er ist Präsident des von ihm gegründeten Instituts für Agrarökologie, Ecology.science, und wissenschaftlicher Berater bei Agroscope. Er war Mitglied der Scientific Group des UNO-Generalsekretärs.

Ernährungssicherheit für die Ärmsten zu gewährleisten.

Sie gelten als derjenige, der die biologische Landwirtschaft wissenschaftlich voranbrachte. Sind Sie technologiefreundlicher geworden?

Die Landwirtschaft ist immer auch die Geschichte der Technologieentwicklung. Vom ersten Moment an, als ein Pflug eingesetzt wurde. Im 20. Jahrhundert erlebte sie ein enormes Wachstum, das aber auch zu Lasten der Umwelt ging. Die Inno-

novationstreiber im 21. Jahrhundert sind die molekularbiologische Forschung, um Pflanzen schneller züchterisch zu verbessern, die Digitalisierung, um alle bäuerlichen Massnahmen präziser und sparsamer zu machen, und die Nanotechnologie, um zum Beispiel nützlichere Verpackungen für Nahrungsmittel herzustellen.

Was bringt es dann noch, wenn wir unser Konsumverhalten ändern?

Die Verschwendung von Lebensmitteln in den sogenannten reichen Län-

dern einzudämmen, würde sofort einen relativ grossen Effekt für Europa und Amerika bringen. Man bräuchte dann keine Technologie, um die Produktion zu erhöhen. 30 Prozent der Lebensmittel werden bei uns gar nie gegessen. Restaurants oder Haushalte, in denen die Teller nur zur Hälfte leer gegessen werden, machen 15 Prozent aus. Die anderen 15 Prozent werden durch Rüsten, Zubereiten und Verarbeitung von Produkten zum Convenience-Food verschwendet.

Indem wir unsere Teller leer essen, werden wir den Hunger in der Welt aber auch nicht eindämmen. Nicht direkt. Doch wir können mit einem bewussten Konsumverhalten das Klima verbessern, die Umweltverschmutzung reduzieren und den Biodiversitätsverlust mindern. Die Kampf gegen den Hunger ist eine weitere Aufgabe.

Gibt es mit Blick auf die Auswirkungen auf das Klima einen Unterschied zwischen der biologischen und der konventionellen Landwirtschaft? Ist biologisch besser?

Nein. In der Klimabelastung ist die Differenz zwischen den beiden Produktionsformen nicht gross. Ein

Ökumenische Kampagne 2023

Ernährung und Nahrungsproduktion stehen im Fokus der Kampagne von Heks und Fastenaktion. In ihren Projekten fördern die Partner eine kleinräumige, standortangepasste Landwirtschaft. Sie fassen das unter dem Begriff Agrarökologie zusammen. Die ökumenische Kampagne, die vom 22. Februar bis Ostern am 9. April läuft, will Impulse für einen schöpferischen verantwortlichen Lebensstil geben.

Podium «Was sollen wir essen?» mit Urs Niggli, 10. Februar, 18.30 Uhr, Kino Raetia, Obere Stallstrasse 2, Thusis

Nachteil des Bio-Landbaus ist, dass er mehr Land braucht, weil er tiefere Erträge bringt. Das macht die hervorragende Bilanz des Bio-Landbaus wieder kaputt. Pro Hektare ist der Biolandbau bezüglich Klima günstiger, pro Tonne Lebensmittel, die er produziert, nicht.

Klimagerechtigkeit und Ernährungssicherheit sind also zwei komplexe Bereiche. Wie lassen sich die Probleme konkret lösen?

Wir müssen diese Phänomene global ansehen. Für verschiedene Probleme braucht es unterschiedliche Massnahmen. Der Austausch von Wissen mit Menschen in Krisengebieten ist ein Ansatz. Bei uns sollten wir die Tierbestände an Schweinen und Hühnern reduzieren und dadurch weniger Getreide verfüttern. Die Reduktion von Kühen hingegen ist nicht ohne Probleme machbar. Denn als Grasfresser liefern sie wertvolles Eiweiss. Weltweit haben wir 60 Prozent Land, das nur als Grasfläche zu bewirtschaften ist. Interview: Constanze Broelemann

Mehr Einsatz gegen Zwangsehen nötig

Prävention Religiöse Gemeinschaften müssten viel mehr tun, um Zwangsheiraten zu verhindern, sagen Fachleute nach den Vorfällen in Bern.

Sechs Mal sollen in der Moschee im Berner Haus der Religionen Menschen gegen ihren Willen verheiratet worden sein. Die Vorfälle, welche das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) publik machte, erschütterten die Institution, die davor als Vorzeigebispiel für Toleranz, interreligiöse Zusammenarbeit und Integration gefeiert wurde.

Den vorläufigen Schlusspunkt hinter die Negativschlagzeilen setzte im Januar Mustafa Memeti, der seinen Rücktritt als Berner Imam ankündigte. Memeti räumte ein, in

der Vergangenheit nicht immer sorgfältig genug hingeschaut zu haben, wenn in der Moschee Hochzeitszeremonien stattgefunden hatten. Mit seinem Abgang wolle er einen Neuanfang möglich machen.

Alle Religionen betroffen

Bei der Fachstelle Zwangsheirat, dem nationalen Kompetenzzentrum, begrüsst man diesen Schritt. «Menschen machen Fehler, wenn sie Verantwortung übernehmen, ist das ein positives Signal», sagt Präsidentin Anu Sivaganesan. Es sei aber wich-

tig, dass das Thema langfristig ernst genommen werde, was allgemein selten der Fall sei. «Die Sensibilisierung rund um Zwangsheirat wird bei religiösen Gemeinschaften leider eher lasch gehandhabt.»

Die Präsidentin der Fachstelle betont, dass das Problem der Zwangsheiraten nicht auf die muslimische Gemeinschaft beschränkt sei. «In Zürich kam es beispielsweise zu Zwangsverheiraten im christlich-orthodoxen Umfeld der eritreischen Diaspora.» Es gebe ausserdem immer wieder hinduistische Betroffene und auch Zwangsheiraten bei christlichen Roma oder Menschen mit jesidischen Wurzeln.

Letztes Jahr hat die Fachstelle Zwangsheirat in insgesamt 346 Fällen betroffene Menschen beraten und begleitet. Anu Sivaganesan geht aber von einer hohen Dunkelziffer bei Zwangsheiraten aus. «Unsere dokumentierten Fälle sind nur die Spitze des Eisbergs.» In fast 40 Pro-

zent der Fälle, welche die Fachstelle letztes Jahr betreute, ging es um Minderjährigenheiraten. Bei einem Drittel handelt es sich um nun volljährige Frauen, die sich aus Ehen lösen wollen, zu denen sie als Minderjährige gezwungen wurden.

Als «Hotspot» für Zwangsheiraten und religiöse Hochzeitszeremonien ohne Ziviltreuung bezeichnet

«Die Sensibilisierung rund um Zwangsheirat wird bei religiösen Gemeinschaften leider eher lasch gehandhabt.»

Anu Sivaganesan
Fachstelle Zwangsheirat

Sivaganesan den Kanton Zürich. 2005 verabschiedete die Vereinigung der islamischen Organisationen in Zürich eine Grundsatzerklärung, in der sie das Primat der Ziviltreuung festhält.

«Es ist wichtig, dass wir uns zur Schweizer Rechtsordnung bekennen», sagt Geschäftsführer Muris Begovic. Auch im Haus der Religionen in Bern hat der Vorstand Verhaltensrichtlinien erlassen.

Nationale Charta geplant

«Das sind wichtige Schritte, aber es darf nicht bei schönen Worten bleiben», sagt Sivaganesan. Die Regeln müssten im Alltag durchgesetzt werden, und dabei hapere es noch.

In Grossbritannien gebe es eine nationale Charta, in der sich religiöse Gemeinschaften verpflichteten, die Rechtsstaatlichkeit rund um die Eheschliessung einzuhalten. «Eine solche Charta planen wir auch für die Schweiz.» Mirjam Messerli

«Wir müssen raus aus der Bubble»

Kirchgemeinde Luzi Schucan aus Zuoz ist neuer Präsident der Oberengadiner Kirchgemeinde reformo. Er will die Kirchenkreise stärken und der Jugend das Potenzial von Kirche vermitteln.

Seit dem 1. Januar amten Sie als neuer Präsident der Kirchgemeinde reformo. Was haben Sie als Erstes in Angriff genommen?

Luzi Schucan: Als Erstes stand die Konstituierung des Vorstandes an. Der halbe Vorstand ist neu. In einer Kirchgemeinde unserer Grösse ist es wichtig, sich gut zu organisieren, damit man nicht auf der Stelle tritt. Ein zweites Thema ist das Mitwirken von Kirchgemeindegliedern, aber auch von kirchenfernen Menschen. Als grosse Organisation müssen wir uns die Frage stellen, wie wir nahe bei den Menschen bleiben. Aber ich habe mir ganz bewusst vorgenommen, kein vorgefertigtes Programm vorzulegen.

Sie haben kein Programm?

Kirche ist Gemeinschaft. Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen, sagte Jesus. Für mich heisst das, wir müssen gemeinsam Wege finden, damit das, was wir umsetzen, von allen getragen wird.

Wie möchten Sie die Menschen zum Mitmachen gewinnen?

Erst mal müssen wir wissen, was die Menschen bewegt. In Sils gibt es andere Themen als in S-chanf. Deshalb habe ich mir vorgenommen, jeden Monat zum Stammtisch einzuladen. Mein Ziel ist es, alle elf politischen Gemeinden im Gebiet von reformo bis Ende Jahr besucht und vieles gehört zu haben.

Ist es überhaupt möglich, Nähe zu behalten, angesichts der geografischen Distanzen der Kirchgemeinden im Oberengadin?

Vor der Fusion war die Nähe durch einen Vorstand in jeder einzelnen Gemeinde gegeben. Heute können wir als Vorstand allein keine Nähe herstellen. Deshalb müssen wir die Kirchenkreise stärken, indem wir ihnen mehr Kompetenzen erteilen. Wenn man immer zuerst den Vorstand kontaktieren muss, um etwas

umzusetzen, wird es schnell ziemlich schwerfällig.

Hat man das bisher versäumt?

So wie ich das wahrgenommen habe, waren Budget und Kompetenzen sehr zentral geregelt. Das kirchliche Leben muss aber auch ohne Vorstand funktionieren. Das heisst, die Kreiskommissionen brauchen eine eigene Finanzkompetenz.

Ein Thema bei reformo in den letzten Jahren waren die zahlreichen Kündigungen.

«Die Kraft, die ich aus dem Glauben gewinne, war meine Motivation, dieses Amt anzutreten.»

Eine Fusion ist nie einfach. Es ist unmöglich, alles gleich zu Beginn zu regeln, und wenn dann die Regelungen kommen, sind nie alle damit einverstanden. Ich sage immer: Mit der Fusion haben wir ein neues Haus bekommen. Jetzt geht es um den Innenausbau und die Frage, wie wir es wohnlich gestalten.

Wohnlich für Pfarrpersonen zum Beispiel. Wie begegnen Sie der Problematik des Pfarrmangels, der Graubünden besonders hart trifft?

Der Vorteil, den wir mit einer Kirchgemeinde der Grösse von reformo haben, ist der, dass wir Pfarrpersonen besser nach ihren Eignungen und Neigungen einsetzen können,



Einige seiner Vorfahren waren Pfarrer: Luzi Schucan in Zuoz.

Foto: Mayk Wendt

als das in einem Einzelpfarramt möglich ist. Und wir haben mehr Möglichkeiten, einander auszuhelfen. Das ist schon mal eine gute Basis, um die Zukunft zu gestalten.

Was bedeutet Ihnen Kirche?

Der Glaube gibt mir eine Basis im Umgang mit Schwierigkeiten, die es im Leben gibt. Die Kraft, die ich aus dem Glauben gewinne, war meine Motivation, dieses Amt anzutreten. Meiner Meinung nach macht nichts resilienter als ein starker Glaube.

Sie sind mit dem Tourismus aufgewachsen. Welche Bedeutung hat Ihrer Meinung nach die Kirche für den Tourismus?

Wir sind Partner. Wir unterstützen uns gegenseitig, etwa in der Kommunikation bei Veranstaltungen. Während der Saison nutzen Touristen unsere Angebote rege. Am Engadiner Marathon bieten wir einen Spezialgottesdienst für die Teilnehmenden in der Kirche in Pontresina an, dort, wo das «marathon vilage» steht. Alles, was wir machen, adressieren wir immer auch an Touristen. Deshalb sind unsere Gottes-

dienste zweisprachig, also romanisch und deutsch.

Was braucht reformo dringend?

Vor allem zwei Dinge: Erstens brauchen wir die Jugend. Wir müssen Kirche so gestalten, dass sich auch junge Menschen darin verstanden fühlen. Zweitens: Wir müssen raus aus unserer Kirchen-Bubble, mitten ins Leben. Wir müssen den Zugang zu den Herzen der Menschen wieder finden. Interview: Rita Gianelli

Luzi Schucan, 61

Der zweifache Familienvater studierte Betriebswirtschaft in St. Gallen und arbeitete bei der UBS unter anderem im Bereich Informatik und Tourismusfinanzierung in Zürich und Chur. Er absolvierte einen Masterlehrgang in Administration im Gesundheitswesen und war bis vor einem Jahr Mitglied der Geschäftsleitung der Stiftung Gesundheitsversorgung Oberengadin in Samedan. Er ist zudem Mitglied des Gemeindevorstandes in Zuoz, wo er mit seiner Familie lebt.

Gepredigt

Ein Gott, der dich sieht und hört

Du bist ein Gott, der mich sieht. (Gen 16,13)

Die Jahreslosung für das Jahr 2023 stammt aus einer eher wenig bekannten Geschichte im Alten Testament: Hagar wird mit ihrem Sohn Ismael von Sara und Abraham buchstäblich in die Wüste geschickt, weil Sara befürchtet, Ismael könnte ihrem Sohn Isaak zur Konkurrenz werden. Gott macht Hagar Mut, so dass sie voll Staunen sagt: «Du bist ein Gott, der mich sieht.» Der Name Ismael bedeutet: «Gott hört.» So trägt diese brutale Geschichte voll Intrigen, Not und Einsamkeit eine wunderschöne verborgene Botschaft: Da ist ein Gott, der dich hört und sieht, egal was frustrierte oder neidische Menschen dir antun.

Hören und sehen: Frauen und junge Menschen verschafften sich nicht nur im Iran energisch Gehör. Man konnte sie nicht mehr überhören und ihre Rechte übersehen. An der Vollversammlung der weltweiten Kirchen in Karlsruhe riefen junge und indigene Menschen zur aktiven Sorge fürs Klima auf.

Auch an der Klimakonferenz in Kairo machten indigene Völker unüberhörbar und unübersehbar auf ihren wertvollen Beitrag zur Biodiversität aufmerksam. Es kommt ein neues Denken von Gerechtigkeit und Gleichwertigkeit unter allen Menschen auf, hinter das wir nicht mehr zurückgehen können. Ein neues Hinhören und Hinschauen wird immer mehr nötig. Es kann allerdings unbequem werden, weil wir in der sogenannten westlichen Zivilisation gewisse kolonialistische Vorurteile verabschieden müssen. Es könnte nämlich sein, dass wir zwar sinnvolle und hilfreiche Technologien entwickelt haben und benutzen, dass wir aber deswegen nicht «besser» sind als andere Völker und Kulturen auf der Welt, sondern verschwen- derischer – auf Kosten anderer.

Ich bin aber überzeugt: Der «Gott, der mich sieht», der «Gott, der mich hört» wird uns beim Nachdenken und beim Um-Denken helfen. Möge es ein gemeinsames Wahrnehmen werden, was die Welt und die Menschen brauchen, wie es an der Vollversammlung der weltweiten Kirchen in Karlsruhe sehr eindrücklich erlebbar war. Und wann immer wir in unserem eigenen Leben voller Sorge denken, dass es jetzt nicht mehr gut kommen kann, dürfen wir uns verbunden wissen mit Hagar, dieser einsamen Mutter auf der Flucht, die für sich und ihren Sohn keinen Ausweg mehr sah, bis Gott ihr den Brunnen am Weg zeigte.

Gepredigt am 31. Dezember in Arosa



Ursula Müller
Pfarrerin in Arosa

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom 15.12.2022

Heinzenberg

Die Kirchgemeinden Ausserheinzzenberg, Oberheinzzenberg und Cazis schliessen sich per 1. Januar 2023 zur Pastorationsgemeinschaft zusammen. Der Kirchenrat hat die Vereinbarung genehmigt.

Personelles

Der Kirchenrat genehmigt die Wahl von Pfarrerin Maria Claudia Schneebeli durch die Kirchgemeinde Sent und die Wahl von Pfarrer Jörg Wuttge durch die Kirchgemeinden Ausserheinzzenberg, Oberheinzzenberg und Cazis.

Schiers

Der Kirchenrat spricht einen Beitrag von 1,13 Millionen Franken an die Renovationskosten der Kirche Schiers. Das sind zwei Drittel der anfallenden Kosten.

Theater MiMe

Der Kirchenrat bewilligt einen Beitrag von 1000 Franken für die Auf- führung des Theaters MiMe. Das Theater MiMe besteht aus Schauspielerinnen und Schauspielern mit und ohne Beeinträchtigungen.

Lehrmittel

Der Kirchenrat stimmt einem Vor- projekt zur Erarbeitung von Lehr- mitteln in italienischer Sprache für den Religionsunterricht an der Volks- schule zu. Er beauftragt dazu Serai- na Ratti mit der Projektleitung. Sie

ist Primarlehrerin und Fachlehrper- son Religion.

Nothilfe

Der Kirchenrat spricht einen Betrag von 3000 Franken für Menschen in Ostafrika, wo aufgrund extremer Trockenheit die Lebensgrundlagen von Millionen Menschen gefährdet sind. Das Hilfswerk der Evange- lisch-reformierten Kirchen Schweiz (Heks) ist in dieser Region aktiv und wird das Geld für Wassertrans- porte, Futtermittel und Medikamen- te einsetzen.

Protestantische Solidarität

Der Kirchenrat delegiert Pfarrer Jan- Andrea Bernhard in die Plenarver- sammlung der Konferenz Protes- tantische Solidarität Schweiz. Stefan Hügli, Kommunikation

Unausgesprochenes benennen

Suizid In der Schweiz sterben ge- mäss Bundesamt für Statistik rund 1000 Menschen jährlich durch Sui- zid. Sie hinterlassen Angehörige, Freunde und Bezugspersonen, die nicht selten jahrelang am Verlust lei- den, die das selbstgewählte Sterben verursacht hat. «Oft ist es schwie- rig, mit anderen über das Erlebte ins Gespräch zu kommen», erklärt Marco Bechtiger, angehender Reli- gionspädagoge der katholischen Kirchgemeinde Landquart. Er orga- nisiert mit Johannes Bardill, Pfar- rer reformierte Kirche Malans, ei- nen Gesprächsabend zum Thema (Seite 11). Ziel sei es, solche Schick- salsschläge besser verarbeiten zu können, so Bechtiger. rig

Israels Rechte rüttelt an den Grundfesten

Zionismus Das Rückkehrgesetz soll Jüdinnen und Juden Sicherheit vor Verfolgung garantieren. Nun ist im Land eine Debatte darüber entbrannt, wer künftig noch als jüdisch gilt und einwandern darf.

Selten haben Koalitionsverhandlungen derart viele Negativschlagzeilen produziert wie jüngst in Israel. Der Wahlsieg des rechtskonservativen Benjamin Netanjahu und seine Bemühungen um eine Koalition mit ultraorthodoxen und rechten Parteien lässt Befürchtungen mit Blick auf die Siedlungs- und Sicherheitspolitik aufkommen. Damit rückt eine Frage ins Zentrum, die an die Grundfesten des Staates rührt: Wer ist jüdisch und darf einwandern?

Die Debatte, lanciert von den ultrarechten und religiösen Parteien Schas, Vereinigtes Torah-Judentum und Religiöse Zionisten, bewegt in der jüdischen Diaspora weltweit die Gemüter. Die Parteien fordern Änderungen am Rückkehrgesetz. Seit 1950 gibt dieses allen Juden das Recht auf einen israelischen Pass. Zwanzig Jahre später wurde genauer definiert, wer für die Einwanderung, die «Alijah», infrage kommt. Demnach richtet sich das Gesetz

nicht nach Religionsrecht, wonach nur Kinder jüdischer Mütter und anerkannte Konvertiten als jüdisch gelten. Einwandern darf etwa auch, wer einen jüdischen Grosselternteil nachweist. Die Definition orientierte sich bewusst an Hitlers Rassengesetzen und hatte vor allem ein Ziel: für potenziell alle verfolgten jüdischen Menschen einen sicheren Zufluchtsort zu schaffen.

Religionsrecht als Masstab Ginge es nach den ultrarechten und religiösen Parteien, wird der Kreis der Einwanderungsberechtigten enger. Sie wollen sich auf das Religionsrecht beziehen. Auch dürften nur Menschen, die bei einem orthodoxen Rabbiner konvertiert haben, «Alijah» machen. Netanjahus Likud-Partei steht dem Vorhaben kritisch gegenüber, will es aber prüfen.

Die Debatte beunruhigt vor allem liberale Jüdinnen und Juden im Ausland. Dem garantierten Recht



Jüdische Geflüchtete aus der Ukraine finden Zuflucht in Israel. Foto: Reuters

zur Rückkehr komme eine hohe Bedeutung zu, sagt Peter Jossi, Co-Präsident des Dachverbandes Plattform der Liberalen Juden Schweiz. Es sei ein wichtiges Element der Verbundenheit zu Israel.

Wie viele Menschen jährlich aus der Schweiz in Israel einwandern, ist nicht bekannt. Peter Jossi wie auch Jonathan Kreutner, Generalsekretär des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), gehen von eher niedrigen Zahlen aus. Dennoch sagt auch Kreutner, die Möglichkeit der «Alijah» sei wichtig: «Es geht darum zu wissen, dass man in Israel immer willkommen ist» – selbst wenn die Verbundenheit zur Schweiz sehr gross sei.

Die höchsten Wellen schlägt die Diskussion in den USA. Dort lebt die grösste Diaspora-Gemeinschaft, zwei Drittel der jüdischen Gemein-

«Es geht darum zu wissen, dass man in Israel immer willkommen ist.»

Jonathan Kreutner
Generalsekretär SIG

den sind nicht orthodox ausgerichtet. Geschätzt dürften allein in den USA zwei Millionen Menschen das Recht auf Einwanderung verlieren.

Rabbiner Rick Jacobs, Präsident der Union des Reformjudentums, sieht den Zionismus in Gefahr und

sorgt sich wegen zunehmender Judenfeindlichkeit. «Denn Antisemiten werden kaum fragen, ob jemand Kind oder Enkel eines Juden ist.» Allein die Überlegungen zu einer Gesetzesverschärfung seien «ein grosser Affront», kritisiert Jacobs.

Ukrainer und Russen

In Israel wurde die Einwanderung jahrzehntelang gefördert. Auch halfen die Neubürger beim demografischen Wettlauf mit den Palästinensern. Die Zuströme orientierten sich oft an der weltpolitischen Lage. Nach der Wende in Osteuropa wanderten etwa eine Million Menschen aus ehemaligen Sowjetstaaten nach Israel aus. Wie einige Medien berichten, machten seit Beginn des russischen Angriffskriegs rund 13 000 Jüdinnen und Juden aus der Ukraine und noch mehr aus Russland vom Rückkehrgesetz Gebrauch.

Der jüngste Krieg zeige, warum es das Gesetz in der jetzigen Form brauche, so Jacobs. Beobachter wie der Journalist Richard C. Schneider befürchten zudem, dass sich Israel mit einer Gesetzesänderung selbst schaden könnte.

Denn seit der Staatsgründung hat das Land stark davon profitiert, dass die Diaspora Institutionen mit Spenden unterstützt. Schneider setzte im Magazin «Tachles» ein Fragezeichen dahinter, ob diese Hilfe erhalten bliebe.

Auch Peter Jossi zeigt sich im Gespräch mit «reformiert.» überzeugt, dass eine Verschärfung für das Zusammengehörigkeitsgefühl der Diaspora mit Israel und unter der jüdischen Gemeinschaft auch weltweit schädlich wäre. Cornelia Krause

INSERATE

kultour
052 235 10 00
www.kultour.ch

Kathedralen in Frankreich
MIT PFR. UELI BÜRKHALTER
30. APRIL – 6. MAI 2023

Wunderschönes Baltikum
MIT PFR. BRUNO BADER
28. MAI – 4. JUNI 2023

Biblisches Israel
MIT PFR. MATTHIAS SCHÜRMANN
1. – 8. SEPTEMBER 2023

Faszination Vietnam
MIT GEORG & ESTHER REIST | HMK
5. – 19. OKTOBER 2023

Wir Blinden sehen anders, z. B. mit der Nase.

Obwohl Matthias Etter mit einer Sehbehinderung lebt, steht er auf eigenen Beinen. Statt mit den Augen orientiert er sich mit allen anderen Sinnen. Damit er unabhängig seine Wege gehen kann, steht ihm der SZBLIND mit Rat und Tat zur Seite.

Selbstbestimmt durch den Alltag.
Dank Ihrer Spende:
PK 90-1170-7. szblind.ch

SZBLIND
Schweizerischer Zentralverein für das Blindenwesen

Not macht erfinderisch.
www.swsieber.ch

Handtasche

Sozialwerk
Pfarrer Sieber

ACHTSAMKEIT
Akademie für Achtsamkeit Lenzburg

Bewusst glücklich sein.
Privat und im Beruf.

Studienlehrgang CAS
Achtsamkeitsbasierte Trauer & Krisenbegleitung
15 Ausbildungstage
Beginn Mai 2023

www.achtsamkeit.swiss

Scan mich

DOSSIER: *Sebastián*



In der fremden Heimat die Antwort suchen

Sebastián stammt aus Kolumbien und wurde von einer Schweizer Familie adoptiert, als er vier Jahre alt war. 18 Jahre später reist er in seine Heimat, die ihm fremd ist. Er sucht nach Antworten auf existenzielle Fragen und hofft, seine leibliche Mutter zu treffen, die ihn einst weg-gab, weil sie nicht für ihn sorgen konnte.

1 Sebastián am Flughafen Zürich, kurz bevor er seine Reise antritt.
2 Die Armenviertel von Medellín sind geprägt von Wellblechhütten. Er verbrachte hier die ersten Kindheitsjahre.
3 Im Stadtteil Nutibara liegt Sebastians Unterkunft. An dieser Strasse wird er auch auf seine leibliche Mutter Adriana warten.

Der warme Tropenregen empfängt ihn. Beim Verlassen des Flughafens von Medellín hält Sebastián kurz inne, nimmt seine Sonnenbrille ab, atmet tief ein: «Das riecht nach Heimat.» Seine Brille hat Sebastián auf dem ganzen Flug über den Atlantik nie abgenommen. Rund 9000 Kilometer weiter östlich, in Zürich, ist er abgehoben, und jetzt steht er im Nordwesten Kolumbiens, in der Millionenstadt Medellín auf 1500 Metern Höhe, umgeben vom mittleren Bergzug der Anden. Es ist Ende November, als er die Heimat betritt.

Der 22-Jährige sucht Antworten auf offene Fragen in seinem Leben. «Wenn du an deine Mutter denkst», sagte Sebastián einmal, «erinnerst du dich, wie sie dich liebevoll in den Arm genommen hat, oder?» Er habe keine solche inneren Bilder, es herrsche ein Vakuum im Kopf. Als er zwei Jahre alt war, wurde er zur Adoption freigegeben.

Verheerender Drogenkrieg

Sebastián sucht nach seiner leiblichen Mutter. Sein Vater wurde vermutlich 2002 im Drogenkrieg getötet. Das berühmte Drogenkartell um Pablo Escobar hatte Kolumbiens zweitgrösste Stadt damals fest im Griff. Vor 20 Jahren war Medellín weltweit die Metropole mit der höchsten Mordrate.

Als Sebastián am Tag seiner Ankunft durch die Stadtbezirke, die sogenannten Comunas, geht, sieht er immer wieder junge Frauen mit ihren Kindern auf der Strasse sitzen. Zwischen Passanten, der vier-spürigen Strasse und Hochhäusern krabbeln Kleinkinder umher. Es ist laut und hektisch. Der Geruch von Frittierfett aus den kleinen Strassenläden vermischt sich mit den Abgasen der hupenden Busse.

Sebastián bleibt plötzlich stehen. Ein Kind, vielleicht zwei Jahre alt, sitzt vor ihm. «Hier sass ich auch einmal», murmelt er. Es scheint, als stiegen verloren geglaubte Bilder in ihm auf. Laut einem Bericht des Familienministeriums verbrachte Sebastián mit seiner Mutter die ersten zwei Lebensjahre auf der Strasse.

Nachdem mehrere Anzeigen wegen Misshandlung und Vernachlässigung eingegangen waren, wurde das Kind in der Notaufnahmestation des Polizeipostens Comuna Quince Guayabal untergebracht. Damals war Sebastián zwei Jahre alt. Die Mutter, wieder im sechsten Monat schwanger, kam nach dem Kindesentzug noch einmal zur Station, um den Jungen zu sehen. Laut Behörden erkannte sie ihr Kind aber nicht. Das war das letzte Mal, dass Sebastián seine Mutter sah.

Heute, 18 Jahre nachdem seine Adoptiveltern ihn in die Schweiz geholt haben, liegt Sebastián's Unterkunft zwischen den Stadtteilen Nutibara und Fátima. Während der ersten Tage läuft er kilometerweit durch die Comunas. Auf Instagram

Wie es zu dieser Recherche kam

Von 2012 bis 2017 war Mayk Wendt in der Leitung der Bergschule Avrona im Engadin tätig. Diese Sonderschule nimmt Jugendliche in Notsituationen auf. Sebastián war im Internet der Institution untergebracht und lernte Wendt 2015 kennen. Während zwei Jahren wurde er von ihm intensiv begleitet. Auch mit den Adoptiveltern hatte Wendt Kontakt. 2021 meldete sich Sebastián mit einer Kurznachricht und fragte, ob ihn seine einstige Bezugsperson auf die Reise nach Kolumbien begleite. Er wolle seine leibliche Mutter treffen. Wendt hat diese Reise für «reformiert.» dokumentiert.

habe er gesehen, dass es hier Urwald gibt. Er will einen Ausflug in «den Dschungel» machen. Er besucht den Park Arví ausserhalb der Stadt und den botanischen Garten.

Auch das städtische Fussballstadion hat Sebastián schnell entdeckt. Er besucht ein Heimspiel von Independiente. Die über 40 000 Fans verwandeln das Estadio Atanasio Girardot in einen Hexenkessel. Sie singen und bewegen sich rhythmisch zu den Sprechchören. Rot-blaue Feuerwerkskörper werden abgebrannt. Fussball ist in Südamerika nicht nur Sport und Unterhaltung, es ist eine Religion. Schon immer liebte Sebas-

«Wenn du an deine Mutter denkst, dann erinnerst du dich, wie sie dich liebevoll in den Arm genommen hat, oder? Ich habe hingegen keine Bilder, bei mir herrscht ein Vakuum im Kopf.»

Sebastián

In Kolumbien geboren und in der Schweiz adoptiert

tián den Fussball. In dem kleinen Ostschweizer Ort, wo er aufgewachsen ist, spielte er einst im Verein.

Wenn die Zeit reif ist

Vor 19 Jahren adoptierten Christina Ammann und ihr Mann den vierjährigen Sebastián und seinen zwei Jahre jüngeren Bruder. Von Anfang an forderte Sebastián sein Umfeld heraus. Stets war die Familie auf professionelle Hilfe angewiesen. «Schon als Kleinkind hatte er eine niedrige Frustrationstoleranz und ein aggressives Verhalten», sagt Ammann heute. Sebastián durchlief verschiedene Sonderschulen, er war in geschlossenen Jugendpsychiatrien, nach einem Raubüberfall vor gut zwei Jahren wurde er zu einer Haftstrafe verurteilt.

Kurz nach der Adoption begann Christina Ammann, Sebastián's leibliche Mutter zu suchen. Sie tat das ohne Wissen ihres Mannes und der beiden Kinder, um Enttäuschungen zu vermeiden. «Aber ich wollte beiden Jungs irgendwann, wenn die Zeit reif dafür ist, das lange Suchen ersparen», sagt sie heute.

Als Sebastián 16 Jahre alt war, übergab ihm seine Adoptivmutter im Beisein einer Psychologin die Adoptionsberichte sowie den Briefwechsel zwischen ihr und der leiblichen Mutter Adriana. Seit Ammann sie vor zwölf Jahren ausfindig gemacht hatte, schickte sie Adriana immer wieder Bilder und kurze Berichte über die beiden Kinder.

Es sollten weitere Jahre vergehen, bis Sebastián Interesse an seiner Herkunft entwickelte. Jahre mit Vorwürfen gegenüber den Adoptiveltern, warum sie ihn «aus seiner Heimat gerissen hatten».

Mit dem Wissen kamen die Fragen: «Was für eine Frau ist meine Mutter?» Und: «Warum hat sie uns weggegeben?» Solche Fragen stellt Sebastián in Medellín Maria Muriel. Sie nahm ihn bei sich und ihrer Familie auf, als ihn die Behörden von der Strasse holten. Das dritte und vierte

Lebensjahr verbrachte Sebastián bei ihr. Was im Jahr davor passierte, wo er damals war, ist bis heute unklar und nicht dokumentiert.

Maria Muriel sei eine «richtige Mama», sagt Sebastián. Drei Tage weilt er inzwischen in Kolumbien. Beim Treffen ist eine Vertrautheit zu spüren. Maria Muriel umarmt Sebastián zur Begrüssung. Wenn er nervös nach Worten sucht in der Sprache seiner Herkunft, die ihm so fremd ist, beruhigt sie ihn. «Tranquilo», sagt sie und legt ihren Arm um seine Schultern. «Deine Mutter hat dich so sehr geliebt, dass sie dich und deinen Bruder weggeben muss-

te dir.» An die Kirche erinnert er sich. Die Pflegemutter Maria Muriel bestätigt, dass sie dort regelmässig zum Beten waren.

Sehnsucht nach der Heimat

Den Traum, in die Stadt seiner frühen Kindheit zu reisen, hegte Sebastián schon lange. «Von Anfang an sprach er davon, einmal nach Kolumbien zurückzukehren», sagt seine Schweizer Adoptivmutter Christina Ammann ohne Wehmut. Sie war es, die den Weg für diese Rückkehr zu den Wurzeln bereitet hat. Sie stellte den Kontakt zur Pflegemutter Maria Muriel her. Sie such-

te ihn, während er auf seine Mutter wartet. «Was wird sie sagen? Und was werde ich sagen?»

Sie spricht nur spanisch, er kann nur wenige Brocken. «Manchmal ist es besser, nichts zu verstehen», sagt Sebastián. Der 22-Jährige wirkt sensibel und verletzlich. Die Drogen und Konflikte mit der Polizei sind weit entfernt. Er hat sie hinter sich gelassen und diese Reise in ein fremdes Land angetreten, um dem Leben einen tieferen Sinn zu geben.

Das eigene Leben ordnen

Wie aus dem Nichts taucht Adriana auf. Sie hat ihre Tochter dabei, Sebastián's Halbschwester. Langsam geht sie auf ihren Sohn zu, umarmt ihn, er zögert. Jetzt trägt er die Sonnenbrille, um die Tränen zu verbergen. Minutenlang halten sich Mutter und Sohn fest. Leise sagt er: «Mama.» Sonst reden sie kaum miteinander. Später vereinbaren sie ein weiteres Treffen. Sebastián und Adriana lächeln sich an zum Abschied. Beide scheinen glücklich, einander gefunden zu haben.

Vor dem Abflug in Zürich hatte Sebastián gesagt, er reise in die fremde Heimat, um endlich anzukommen. Jetzt ist es so weit, am Rand dieser grossen leeren Strasse. Zwei Wochen sind zu kurz, um ein Leben zu ordnen, Heilung zu erfahren. Sebastián sagt: «Niemand fragte in den vielen Therapien, was die Ursache meiner Aggressionen sei.» Vielleicht könnte in Kolumbien sein Schmerz geheilt werden.

Vor dem Rückflug beschliesst Sebastián, noch ein paar Wochen zu bleiben. Er will sein Spanisch verbessern, Arbeit finden. Dann möchte er in die Schweiz, seine Sachen holen und mit seinem Leben dort ordentlich abschliessen. Seine Zukunft sieht er in Kolumbien. Doch vorher möchte er seiner Adoptivmutter danken – dafür, dass sie ihn von der Strasse gerettet hat.

te jahrelang die leibliche Mutter Adriana und fand sie. Sie beschaffte die Berichte und Unterlagen der kolumbianischen Behörden.

Der Junge von der Strasse

Sieben Tage sind seit der Ankunft in Medellín vergangen. «Morgen besuchen wir meine Mutter», sagt Sebastián plötzlich beim Frühstück im Hotel. Den Satz sagt er so entschlossen wie noch nie.

Am Tag darauf ordnet er im Hotelzimmer seine Sachen, als ordne er sein Leben. Er pfeift ein Kinderlied, dessen Titel er nicht mehr weiss. Danach duscht er, macht sich die Haare und betrachtet im Spiegel seine Tätowierung am rechten Unterarm. «Chico de las calles» steht da geschrieben: Junge der Strasse.

Bald wird er erstmals seine Mutter Adriana sehen. Verabredet haben sie sich vor einem Hotel in jenem Viertel, in dem Adriana damals als junge Frau zusammen mit ihren beiden kleinen Söhnen ums Überleben kämpfte. Anders als sonst fahren nun auf den Strassen kaum Autos. Und zum ersten Mal drückt die Sonne durch die Wolkendecke. «Obsie mich wohl erkennt?», fragt

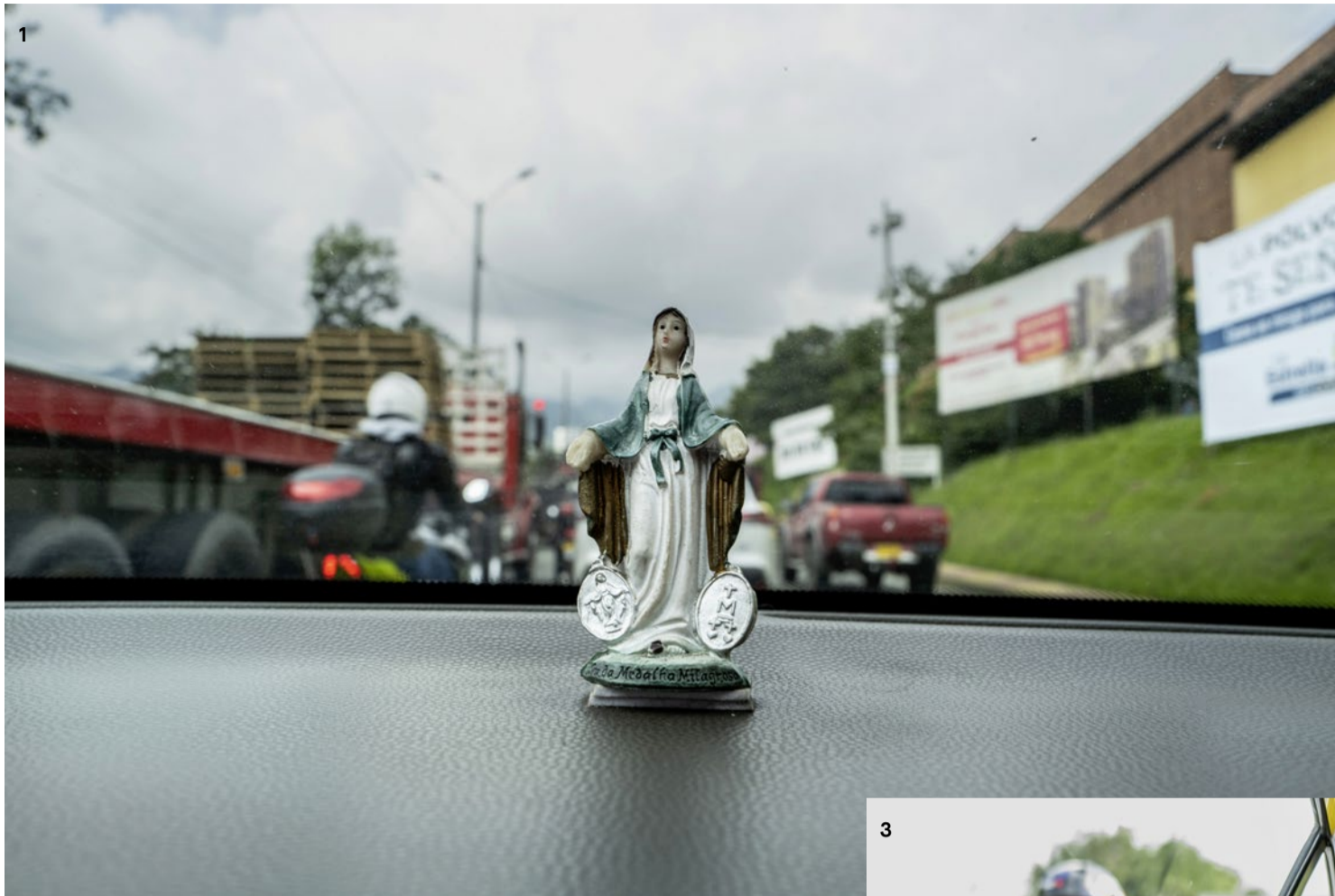


1 So muss die eigene Kindheit gewesen sein: Sebastián sieht viele Kinder auf der Strasse, wenn er durch seine Geburtsstadt geht.
2 Die Herkunft auf der Haut: «Junge der Strasse» steht auf dem Unterarm.



3 Erkundung der fremden Heimat: Männer in einem Café in Medellín.
4 Der Fussball war immer wichtig: Übertragung des Spiels der Schweiz gegen Brasilien an der Weltmeisterschaft 2022 in Katar.
5 In der kolumbianischen Metropole: Ein Wohnviertel in Medellín.
6 Ihnen fehlen die Worte, aber sie halten einander fest: Sebastián mit seiner leiblichen Mutter, die seine Adoptivmutter ausfindig gemacht hat.





1 Eine Grossstadt auf 1500 Metern über Meer: Unterwegs durch Medellín.
2 Zweifelhafte Berühmtheit: Jahrelang war die Mordrate in Medellín extrem hoch, weil sich die Stadt im Würgegriff des Drogenkartells befand.
3 Die Augen bleiben versteckt: Die Sonnenbrille bietet Sebastián Schutz vor dem Blick des Gegenübers.



«Die Seele des Kindes ist verletzt»

Psychologie Eine Adoption hinterlässt bei allen Betroffenen Spuren. Psychologin Irmela Wiemann erklärt, wie sie gelingen kann und weshalb es für das Kind so wichtig ist, seine Herkunft zu kennen.

Welchen Einfluss hat die Trennung von der leiblichen Mutter auf die Persönlichkeit eines Kindes?
Irmela Wiemann: Sie ist für jedes Kind eine ganz schmerzliche Erfahrung und geht mit einer lebenslangen Trauer und Verunsicherung einher. Sie äussert sich in mehr oder weniger stark ausgeprägten Verlust- und Bindungsängsten gegenüber den Adoptiveltern. Denn das Kind wurde weggegeben und befürchtet, dass es nochmals passiert.

Ist das auch bei Kindern so, die als Babys weggegeben wurden?

Ja. Denn auch Babys registrieren diesen ersten, sehr frühen Verlust. Man hat beispielsweise im Gehirn von Säuglingen, die von Leihmüttern geboren wurden, auch noch eine Woche nach der Trennung starke Erregungen festgestellt.

Bedeutet diese Verlusterfahrung, dass es Adoptivkinder schwerer im Leben haben, etwa anfälliger für psychische Belastungen sind?

Nicht alle. Es gibt Statistiken, die belegen, dass die eine Hälfte im Alter von 25 Jahren die Integration in die Gesellschaft gut gemeistert hat,

die andere aber mit Selbstwert-, Leistungs-, Bindungs- und auch Suchtproblemen kämpft. Betroffene denken, dass mit ihnen etwas nicht stimmt und sie den Ansprüchen von Adoptiveltern, Schule und Gesellschaft nicht gewachsen sind. Sie reagieren etwa mit Aggressionen.

Weshalb kommt es meistens in der Pubertät zu einer Krise? Sind Konflikte mit den Eltern in jener Zeit nicht normal?

Dass Jugendliche ein Gefühlsdurcheinander und Angst vor dem Leben haben, gehört zur Pubertät. Doch beim adoptierten Kind kommt das Gefühl hinzu, nicht zur Adoptivfamilie zu passen und deren Erwartungen nicht zu erfüllen.

Ist aggressives Verhalten also ein Ausdruck von Hilflosigkeit?

Wegen früher seelischer Verletzungen können viele Kinder ihre Impulse nicht steuern. Bei den meisten entsteht die Aggression aber aus der Not heraus, aus dem Gefühl, nicht zu genügen. Sie richtet sich gegen die heile Welt und die Ansprüche der Adoptiveltern. Die Kinder, die adoptiert wurden, gehen bewusst

oder unbewusst davon aus, dass sie ihren leiblichen Eltern gleichen.

Was können Adoptiveltern tun, damit eine Adoption gelingt?

Sich gut fortbilden. Und lernen, dass wenn ein Kind aggressiv ist, stiehlt oder etwas zerstört, sich diese Handlungen nicht gegen sie persönlich richten. Es war anfangs niemand da, an dem sich das Kind orientieren konnte. Übliche Erziehungsmaßnahmen wie etwa Sanktionen sind deshalb schädlich.

Weshalb?

Die Seele des Kindes ist verletzt. Deshalb braucht es eine ruhige und stressfreie Atmosphäre für die Heilung. Schimpfen oder bestrafen die Adoptiveltern, wird die gerade neu aufgebaute Bindung erschüttert. Eltern müssen also verständnisvoll und geduldig reagieren. Das kann sehr anstrengend sein.

Insbesondere wenn Freunde oder Verwandte denken, das Kind tanze ihnen auf der Nase herum.

Genau. Sie dürfen sich nicht verunsichern lassen und müssen erklären, dass das Kind unter anderen Lebensbedingungen gestartet ist.

Was tun, wenn das Kind zu den Eltern sagt: «Ich hasse euch!»

Sich bewusst werden, dass das Kind nicht die Adoptiveltern hasst, sondern deren Macht und die Abhängigkeit von ihnen. Und es dann nicht zurückweisen, sondern Verständnis zeigen, in den Dialog treten, von Mensch zu Mensch. Die beste Antwort lautet: «Und ich liebe dich.» Beziehung muss in diesem Fall vor Erziehung kommen.

Wie wichtig ist es für die Kinder, ihre wahre Herkunft zu kennen?

Sehr wichtig. Ich rate dazu, sie ihnen schon im Alter von zwei bis drei Jahren zu vermitteln. Das kann auf kindgerechte Art geschehen, indem man ein Album mit Texten und Fotos oder Zeichnungen zur Lebensgeschichte anlegt. Wichtig ist, dass die Adoptiveltern die Herkunftsfamilie achten.

Können Adoptivkinder den Trennungsschmerz je überwinden? Kann eine Therapie helfen?

Eine Therapie kann die Kinder weder heilen noch auffangen. Die Adoptiveltern sind dem Kind am nächsten. Wichtig ist, dass sie der Trauer Raum geben. So kann das Kind wieder lebensfroh werden.

Wie wirkt sich ein Treffen mit den Herkunftseltern aus?

Sehr unterschiedlich. Es gibt solche, denen reicht eine Begegnung.

Bei vielen aber entsteht eine neue Beziehung. Doch es ist harte Arbeit, eine angemessene Dosierung zwischen Nähe und Distanz zu finden. Manchmal kommt kein Kontakt zustande, weil Mütter oder Väter sich nicht trauen. Auch sie haben ihr Kind nicht vergessen.

Für Aussenstehende ist es befremdlich, wenn sich Mutter und Sohn beim Wiedersehen in die Arme fallen, obwohl sie Jahre keinen Kontakt hatten. Was sagen Sie dazu?

Die innere Verbindung zwischen Kind und Mutter bestand ja auch ohne persönlichen Kontakt. Herkunftseltern trauern und kämpfen ebenfalls mit Schmerz. Wenn sich Mutter und Sohn in die Arme fallen und weinen, dann ist das eine gute Begegnung. Indem die Mutter ihre Trauer zeigt, kann sie den Grundschmerz des Kindes, dass seine Mutter es nicht wollte, lindern.

Müssen Adoptionsgeschichten immer individuell betrachtet werden?

Ja. Es spielen die Haltung der Adoptiveltern, die Situation der leiblichen Eltern und die Erwartungen des jungen Menschen eine Rolle. Wie auch immer es sich gestaltet: Das gilt es zu akzeptieren. Adoptierte und Herkunftseltern müssen daran arbeiten, es so anzunehmen.

Was sind die wichtigsten Faktoren für eine gelungene Adoption?

Adoptionen gelingen dann, wenn die Adoptiveltern feinfühlig und tolerant sind, auf die Bedürfnisse des Kindes eingehen und von Anfang an der Herkunftsfamilie des Kindes einen festen Platz in seinem Leben einrichten. Interview: Nadja Ehrbar



Irmela Wiemann, 80

Die Psychologin, Familientherapeutin und Autorin arbeitete zwischen 1974 und 2007 in der Kinder-Jugend-Elternberatung der Kommunalen Kinder-, Jugend- und Familienhilfe der Stadt Frankfurt am Main. Seit 1978 hat sie sich auf die Beratung und Therapie von Pflege-, Adoptiv- und Herkunftsfamilien spezialisiert. Wiemann berät Institutionen und führt seit 40 Jahren Weiterbildungen durch.

«Ich dachte, es sei etwas falsch an mir»

Gesellschaft Queere Menschen sollen genauso frei leben können wie heterosexuelle Menschen, das ist nicht nur der Wunsch von Freya Mayer. Sie arbeitet im Treff.LGBT+ in Chur und unterstützt junge queere Menschen.

Freya Mayer nimmt sich Glas und trinkt einen Schluck Wasser, ehe sie zu reden beginnt. «Sier» ist eine Kombination aus «sie» und «er» und schliesst die grössere Vielfalt an Geschlechtsidentitäten mit ein», sagt Freya. Freya ist 21 Jahre alt, kommt aus Ilanz und bezeichnet sich als non-binär, was auch das Pronomen «sier» zum Ausdruck bringt.

Längst nicht immer war es so, dass Freya einen Begriff, eine Erklärung für das hatte, was sie fühlte. «Lange habe ich gedacht, es sei etwas falsch an mir.» Bereits mit drei Jahren sagte Freya: «Ich bin ein Bub.» Im Kindergarten wurde sie dann entgegnet: «Du bist ein Mädchen.» So sei das jahrelang gegangen, bis Freya mit 16 Jahren an einer Veranstaltung der Jusos in ihrem Ort teilnahm. Dort waren nichtbinäre Pronomen das Thema. «Für mich war es das erste Mal, dass ich Begriffe für etwas hörte, was ich seit Jahren fühlte», sagt Freya.

Nicht einfach, sich zu outen «Frau» oder «Mann» das sind in der Schweiz die offiziellen Geschlechtsangaben. Es gibt jedoch Menschen, die sich nicht als nur weiblich oder männlich definieren. Das heisst dann nichtbinär, non-binary oder auch genderqueer. Geschlechtsidentität, Geschlechtsausdruck und das biologische Geschlecht können variieren. Bei Freya ist das so. Sier fühlt sich weder ausschliesslich weiblich noch männlich. Freyas Partner hat kein Problem damit, dass Freya non-binär ist. Freya wählte sich Partnerschaften sowieso schon immer nach der Person und nicht nach dem biologischen Geschlecht.

Heute sei es weniger gefährlich, sich als queer zu outen, meint Freya. Jedoch längst nicht einfach. Das bestätigt auch Patrizia Sutter vom Programm «du-bist-du» der Fachstelle Sexuelle Gesundheit Zürich (SeGZ). Mit ihren Mitarbeitenden fördert sie durch Peer-Beratung, Wissensvermittlung und Workshops für Fachpersonen, die mit jungen Menschen arbeiten, die psychische und physi-



Freya Mayer im Treff.LGBT+ in Chur.

Foto: Riccardo Götz

sche Gesundheit von jungen LGBT+-Menschen sowie von jungen Menschen, die sich ihrer sexuellen oder romantischen Orientierung oder Geschlechtsidentität nicht sicher sind. «Die inklusive Sprache ist dabei ein Symbol, dass die Gesellschaft für genderqueere Menschen am Tisch Platz macht», sagt Sutter.

Freya Mayer arbeitet seit Sommer letzten Jahres im Treff. LGBT+, dem queeren Jugendzentrum in der Churer Altstadt. «Ich begleite junge

Menschen beim Erwachsenwerden und auch in Krisen», sagt Freya. Als gelernte Fachperson Betreuung ist sie die Ansprechperson für queere Menschen bis 27 Jahre. «Für einige ist unser Treff inzwischen auch ihr Wohnzimmer.»

Freya Mayer selbst ist froh um den Treff, der explizit offen für alle und an den Samstagabenden sehr gut besucht ist. Doch trotz mehr Offenheit in der Gesellschaft queeren Menschen gegenüber machen Freya

Diskriminierungen Sorgen. «Viele Jugendliche, die sich outen, machen noch heute Gewalterfahrungen.»

Einen Nachholbedarf sieht Freya in der Aufklärung im Schulunterricht. Dort werden die Jugendlichen meist heteronormativ behandelt. «Bei der Sexualität hat man vielleicht einen Konsens darüber, wie es funktioniert, aber nicht darüber, was Identitäten betrifft.»

Der Diskriminierung begegnen Der Videoclip «The Light» der französischen Schauspielerin und Sängerin Hollisiz nimmt das Thema Geschlechtsidentität auf. Er zeigt die Irritationen der Umwelt, wenn ein Junge beispielsweise gern Kleider anzieht. Geschlechtsidentität ist das, was wir von uns annehmen, dass wir es sind. Der Ausdruck hingegen das, wie wir von aussen eingeordnet werden. Stimmt das, was wir von uns selbst annehmen, und das, was andere von uns annehmen, überein, nennt man das «cis», ist das nicht der Fall, nennt man es «trans».

Laut der Sexualpädagogin Patrizia Sutter lebt die Transgender-Arbeit stark vom Engagement Freiwilliger und von Kirchgemeinden.

«Ich hörte zum ersten Mal Begriffe für das, was ich seit Jahren fühlte.»

Freya Mayer
Fachperson Betreuung

Doch es werde seitens des Staates nicht genug Geld gesprochen, um der strukturellen Diskriminierung zu begegnen, sagt Sutter.

«Wie es früher sehr viel Energie brauchte für die Frauenbewegung, braucht es sie heute für die LGBT+-Bewegung», erzählt Sutter. Dann antworten Eltern auf die Frage ihres Kindes, ob die Person ein Mann oder eine Frau sei, vielleicht nicht mehr: «Das ist ein Spinner.» So erlebte es eine Churerin, die sich vor vielen Jahren als transident outete. Constanze Broelemann

Kindermund



Das Schöne ist oftmals das Nutzlose, sagt man

Von Tim Krohn

Ich klimperte auf der Ukulele und sumpte Leonard Cohen, als Bigna sich auf die Tischkante schwang. «Chatrina sagt, du bist in der Krise.» Chatrina war Bignas Mutter. «Warum das denn? Ich bin mit meiner Ukulele ganz glücklich!» «Das meint sie ja: Du schreibst keine Bücher mehr!» «Wie oft muss ich es noch sagen: Bücher verkaufen sich nun mal nicht mehr.» «Ausserdem liest er noch seine Romane für den Podcast ein», verteidigte mich Renata, die Kondolenzkarten beantwortete. Wir hatten gerade meine Mutter beerdigt.

«Der ist gratis, oder?» «Nicht gratis, auf Spendenbasis.» «Und wie viel haben die Leute bis jetzt gespendet?» «Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit», antwortete ich. Renata war weniger diskret. «Bei bisher sechstausend Downloads gab es genau eine Spende von 30 Franken. Und dafür arbeitet er jetzt seit zwei Monaten eine Stunde täglich.» Bigna kicherte vor Schreck. «Trotzdem, aber die Leute mögen den Podcast», stellte ich klar.

«Und wovon lebt ihr?» «Na ja, da ist die Kolumne, und manchmal schreibe ich für die Bühne. Dazu kommt ein bisschen was aus den Ferienwohnungen.» Bigna sah drein, als wollte sie heulen. «Wieso ich hier bin: Was wünschst du dir dieses Jahr zum Geburtstag?» «Ein Gedicht wäre schön», sagte ich, denn Bigna wollte neuerdings Schriftstellerin werden, «bitte mit dem Wort «schgnögnöz.» Das ist das Romanisch und heisst Schlendrian.

Sie sah mich aber nur traurig an. «Ich kann doch jetzt nicht mehr Schriftstellerin werden, Chatrina erlaubt das nie.» «Aber natürlich wirst du das», protestierte ich, «sag deiner Mutter, der russische Dichter Danil Charms ist in einer Zelle verhungert, trotzdem sind seine Texte ein riesiges Geschenk an die Menschheit!» Renata lachte. «Vielleicht überzeugt sie das hier mehr.» Sie las von einer Trauerkarte ab: «Das einzig Wichtige sind die Spuren von Liebe, die wir hinterlassen.» Bigna schüttelte den Kopf. «Bei euch verstehe ich immer nur Bahnhof. Aber sobald es warm wird, setzen wir uns vors Haus und singen. Und wenn die Leute nichts geben, trete ich sie in den Hintern. Ein Kind darf das.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Wie werde ich diese Wut los, die in mir aufkommt?

Es ist ein neues Jahr, und ich möchte in Frieden und Harmonie da reingehen. Im letzten Jahr gab es einen ernsthaften Konflikt zwischen mir und meinem Partner. Mit schmerzhaften Verletzungen auf meiner Seite. Wir haben das zusammen durchgekaut und uns versöhnt. Jetzt sind wir auf gutem Weg. Aber in mir kommt immer wieder Wut hoch, und ich muss an das Geschehene zurückdenken.

Mir scheint, in Ihrem Fall ist die Wut ernst zu nehmen und hat eine wichtige Funktion. Darüber kann man nachdenken oder die Wut direkt selbst fragen: Willst du mich beschützen? Willst du mich warnen? Findest du hier etwas ungerecht? Wird ein wichtiges Bedürfnis nicht beachtet? Das wäre der verstandesorientierte Zugang, im Versuch, die Wut und ihre Wirkung zu analysieren.

Hier sind Sie aufgefordert, auf die Suche nach Selbsterkenntnis zu gehen. Nur Sie können sich und Ihre Wut verstehen und entsprechend handeln. Zum Beispiel realisieren Sie, dass die Wut Sie davor warnen will, nicht nochmals naiv in eine Situation reinzulaufen. Dann können Sie die Wut dankend für den Hinweis entlassen. Oder Sie merken, dass das Verzeihen mit dem Kopf als Entscheidung gelungen ist, aber das Herz

im Entwicklungsprozess Zeit und Vertrauen braucht. Oder die Wut verlangt nach einer Wiedergutmachung, weil die Situation im Nachempfinden weiterhin als ungerecht bewertet wird. Hier wäre wichtig, diese Erkenntnisse mit dem Partner auszutauschen.

Emotional gesehen wird es komplizierter. Es handelt sich bei der Wut um ein Gemisch von Gefühlen. Wut wäre somit ein Oberbegriff für darunterliegende Ängste, Unsicherheit, Trauer, Verzweiflung oder Enttäuschung. Indem sich dieses Gemisch in einer aggressiven Form zeigt, lässt sie den Menschen lebendig werden und kampfbereit. Mit der Gefahr des Übersäumens. Darum ist die Fähigkeit der Emotionskontrolle gefragt. Ihre Gefühle können aus der Gegenwart oder zusätzlich auch aus der Vergangenheit stammen. Das heisst, Sie haben eine

ähnliche Situation erlebt und die Wut kumuliert sich. Es ist wichtig, sich dessen bewusst zu werden und die Situationen zu trennen. So kann die Wut zugeordnet und portionenweise bearbeitet werden.



Margareta Hofmann,
Paarberatung & Mediation im Kanton Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Armenien

Wander- und Kulturreise

10 Tage ab CHF 2650

Armenien ist ein Gebirgsland mit grossartigen weiten Landschaften und einer Sinfonie verschiedenfarbiger Gesteine. Auf unserer Wanderreise erleben Sie das erste christliche Land der Welt mit seiner kaukasischen Gastfreundschaft hautnah. Kombination mit der Reise «Georgien» möglich.

04. Mai – 13. Mai 2023
31. August – 09. September 2023



Mehr Informationen & buchen: www.imbach.ch/waarme

IMBACH

wandern weltweit

WELTVERFOLGUNGSINDEX 2023

Mutige Christen an den gefährlichsten Orten **der Welt**



Millionen Christen auf der ganzen Welt sind extremer Gewalt, Missbrauch und Elend ausgesetzt. Werden Sie ihnen zur Seite stehen?

Entdecken Sie unsere neue Website: www.opendoors.ch/index

 **OpenDoors** IM DIENST DER VERFOLGTEN CHRISTEN WELTWEIT

Open Doors Schweiz | Ch. de Praz Roussy 4b | CH-1032 Romanel s/Lausanne | 021 731 01 40 | www.opendoors.ch
Spendenkonto Open Doors Nothilfe: IBAN CH20 0900 0000 1027 4393 2

Mit Twint spenden



TWINT

Tipps

Konzert

Fado – Leidenschaft aus Portugal

Kaum eine andere Sängerin verleiht dieser portugiesischen Form des Liedes so viel Leidenschaft wie Carminho. Sie gilt als eine der grössten Fado-Stimmen Portugals und kommt nun nach Liechtenstein. Fado handelt meist von unglücklicher Liebe, sozialen Missständen, vergangenen Zeiten oder der Sehnsucht nach besseren Zeiten. Die Liedform wurde im Jahr 2011 in die Liste des immateriellen Weltkulturerbes der Unesco aufgenommen. rig

Carminho, 8. Februar, 20 Uhr, Theater Liechtenstein, Reberastrasse 10/12, Schaan



Maria do Carmo de Carvalho Rebelo de Andrade, alias Carminho.

Foto: zvg

Christoph Biedermann



Agenda

Kurse

Menschen mit Demenz begleiten

Basiswissen über Demenz und deren Auswirkungen auf den Alltag für Angehörige und Menschen, die Demenz-krankte begleiten. Mit Fallbeispielen, unter anderem mit der Methode «Validation». Leitung: Raimund Klesse, Dr. med. FMH Psychiatrie/Psychotherapie, Brigitte Büchel, Clara Deflorin, Beraterinnen Alzheimer Graubünden
Di, 21.2./7.3., 8.45–16.30 Uhr
Bürgerheim, Cadonastrasse 64, Chur
Kosten Mitglieder Landeskirche, Alzheimer Graubünden: Fr. 180.–, Nichtmitglieder: Fr. 200.– (inkl. Mittagessen)
Anmeldung: johannes.kuoni@gr-ref.ch, 081 257 11 85, www.gr-ref.ch

Klimagerechtigkeit jetzt

In welcher Welt soll der Mensch in Zukunft leben? Die Impulstagung mit Workshops zur Ökumenischen Kampagne 2023 thematisiert die Zusammenhänge zwischen Agrarökologie, Klima und Ernährung. Impulsveranstaltung für Lehrpersonen und Interessierte zur Fastenaktion von Heks und Fastenopfer
Mi, 8. Februar, 14–17.45 Uhr
Plantahof, Kantonsstrasse 17, Landquart
Anmeldung: Sekretariat der Katholischen Landeskirche GR, 081 254 36 00, info@gr.kath.ch, www.sehen-und-handeln.ch

Freizeit

Alpinwandern und Spiritualität

Südliches Tessin vom Centovalli nach Riva San Vitale. Leitung: Fadri Ratti, Pfarrer in Felsberg, Wanderleiter.
1.–7. Juli
Anmeldung: Fadri Ratti, ratti@bluewin.ch, 077 410 45 27, www.kirchfelsberg.ch

Treffpunkt

Über Suizid sprechen

Vortrag und Gespräch über Suizid oder versuchten Suizid. Veranstalter: Seelsorgende der katholischen Pfarrei Landquart und der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Malans.
Mi, 8. Februar, 19.30 Uhr
kath. Pfarreizentrum, Kantonsstrasse 20, Landquart
Kontakt: marco_bechtiger@hotmail.com

Heks-Lunchkino

«Zwei Träume – eine israelisch-palästinensische Dorfgeschichte», der Film von Barbara Miller, thematisiert den Konflikt Israel/Palästina anhand der Geschichte des Filmemachers Michael Kaminer. Anschliessend Diskussion. Lunch wird offeriert. Leitung: Astrid Fiehland, PfarrerIn.

Mi, 22. Februar, 12–14 Uhr
Kulturplatz, Promenade 58, Davos
Eintritt frei, www.gr-ref.ch, www.heks.ch

Radio und TV

Dekonversion

Wenn das Leben sich um Gott dreht, ist es schwer vorstellbar, diesen Gott hinter sich zu lassen. Die Vorstellung über das Leben muss neu überdacht werden. Was kommt, wenn Gott geht?
Radio SRF 2, Perspektiven, Podcast
www.srf.ch/audio/perspektiven

Gottesdienst live

Im Evangelium heisst es: «Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit grösser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.» In dieser Übertragung aus der spätgotischen Kirche St. Oswald in Zug fragt Pfarrer Reto Kaufmann in seiner Predigt, was gute Entscheide im Leben ausmachen.
So, 12. Februar, 10 Uhr
SRF 1, Gottesdienst

Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO

sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch
– So, 5. Februar, Flurina Cavegn-Tomaschett
– So, 12. Februar, Orlando Cadonau
– So, 19. Februar, Silvia Gartmann
– So, 26. Februar, Andri Casanova

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2
– So, 5. Februar, Beat Allemant (ev.-ref.)
– So, 12. Februar, röm.-kath. Gottesdienst aus Zug (konvergent: Radio und TV)
– So, 19. Februar, Andrea Meier (röm.-kath.)
– So, 26. Februar, Matthias Jäggi (ev.-ref.)

Glockengeläut

jeweils 18.50 Uhr, Radio SRF 1
17.20 Uhr, Radio SRF Musikwelle
– Sa, 4. Februar
Altshofen LU (röm.-kath.)
– Sa, 11. Februar
Sagogn GR (ev.-ref.)
– Sa, 18. Februar
Romont FR (röm.-kath.)
– Sa, 25. Februar
Zürich-Oberstrass ZH (ev.-ref.)

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 1/2023, S. 1
Der Glaube gibt den Menschen in Belarus Kraft

Kriegspartei Belarus
Sie haben sich offenbar entschlossen, treu mit dem Mainstream die allgemeine, einseitige Schuldzuweisung in weltpolitischen Fragen zu zelebrieren. So ist für Sie nun Belarus eben Kriegspartei zusammen mit Russland, Deutschland mit seinen gewaltigen Waffenlieferungen aber nicht Kriegspartei. Und so weiter. Endlos und konsequent. 2003, im hundertmal mörderischen Krieg gegen den Irak, in den heute noch andauernden Drohnenmorden durch die USA weltweit, ausgebaut unter Friedensnobelpreisträger Obama etc. – da sahen und sehen Sie offenbar kein Problem. Die acht Jahre Krieg der Ukraine gegen den russischsprachigen Osten und mehr zivilen Toten, aber eben von den richtigen Leuten geführt, war für Sie keinen grösseren Artikel wert. Nun sind Sie eben ein Politblatt geworden und bringen selektiv das, was 90 Prozent der Blätter sowie TV und Radio bei uns täglich bringen. Was soll man da noch sagen?
Erika und Martin Kummer, Aarwangen

reformiert. 10/2022, S. 1
Kampf gegen den Klimawandel eint die Kirchen

Keine andere Meinung
Als praktizierender Christ war ich entsetzt, als ich in Ihrer Zeitung einen Artikel über Belarus las, der mit dem Satz von Heinrich Kirschbaum endete, für den klar ist, dass die Freiheit in Belarus nur durch einen Sieg gegen Russland erreicht werden kann. Tatsächlich enthält der Artikel keine andere Meinung als die des in Deutschland lehrenden Professors. Darüber hinaus wird sein letzter Satz, in dem er sich einen militärischen Sieg gegen Russland wünscht, von keinem Kommentar begleitet, der eine Aussage nuanciert, die völlig im Widerspruch zu den Worten eines amerikanischen Präsidenten steht, demzufolge man noch nie einen guten Krieg oder einen schlechten Frieden gesehen hat. Während überall Stimmen laut werden, die fordern, dass die Diplomatie an die Stelle der militärischen Kämpfe treten soll, scheint Ihre Zeitung vom Engage-

ment all dieser Menschen für die schnellstmögliche Beendigung dieses mörderischen Krieges unberührt zu bleiben.
Denise Plattner, Bern

Der Preis der Freiheit
Krieg, Krieg, Krieg. Mit wie vielen Kriegstoten soll die sogenannte Freiheit auch in Belarus erkämpft werden? Gibt es etwas Kostbarereres als das Leben an sich? Nichts für ungut.
Otto Sigg, online

zVisite 11/2022, S. 14–20
Interreligiöse Beilage zum Thema Frieden

Realitätsfremd
Die Geschichte zeigt, dass es immer wieder «böse Nachbarn» gibt, erlebt mit Russlands Angriffskrieg gegen die Ukraine. Jahre vermeintlichen Friedens haben Europas Armeen schrumpfen lassen. Ob des Kriegsschocks rüsten die Europäer nun nach. Frau Landaus Warnen vor einer Rüstungsspirale ist politische Rhetorik. Realitätsfremd ist ihr Hoffen auf eine Welt ohne Krieg. Dabei haben gerade Naivität, Pazifismus, verbunden mit einseitiger Abrüstung, erst recht Kriege ermöglicht. 1940 überrannte Hitlers Wehrmacht innert weniger Wochen die Briten und Franzosen, und es brauchte fünf Jahre, den Krieg zu beenden. Die Deutschen hatten 1940 auch die neutralen Länder Belgien und Holland besetzt, was zeigt, wie wenig Neutralität im Ernstfall wert ist.
Hanspeter Büchi, Stäfa

Einseitig
In «zVisite» werden Symbolbilder ziviler Friedensbewegungen und Persönlichkeiten gezeigt. Mittendrin ein Bild, auf dem eine palästinensische Frau einen israelischen Soldaten anschreit. Soll das «Frieden» darstellen? Es zementiert die Vorstellung vom bösen Staat, der die guten Palästinenser unterdrückt. Israel ist die einzige Partei, die zum Thema «Frieden» als militaristischer Aggressor dargestellt wird. Solche Einseitigkeit ist bedenklich.
Oliver Kaiser, Baden

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an: redaktion.graubuenden@reformiert.info oder «reformiert. Graubünden», Brandisstrasse 8, 7000 Chur. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

Aus den Fachstellen

Menschen vernetzen

Die Kirche ist vernetzt in allen Altersgruppen und bietet Veranstaltungen, die alle Generationen ansprechen sollen. Deswegen könnte auch die Internetplattform von Intergeneration.ch für Kirchgemeinden spannend sein. Die Austauschplattform möchte die Generationen in der Schweiz verbinden. Darauf können Kirchgemeinden ihre Projekte sichtbar machen und in den Dialog mit anderen treten. Interessierte finden da auch Beratung für Generationenprojekte. rig

www.intergeneration.ch

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern, Jura, Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info
Gesamtauflage: 701 342 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Mirjam Messerli (mm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig), Mayk Wendt (wem)
ZH Christa Amstutz (ca), Nadja Ehrbar (neh), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Miriam Bossard (Produktion)
Korrektorat: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 31 151 Exemplare
reformiert. Graubünden erscheint monatlich, ausser im August
Präsident der Herausgeberkommission: Pfr. Daniel Klingenberg
Redaktionsleitung: Constanze Broelemann

Redaktion
Brandisstrasse 8, 7000 Chur
079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info

Herausgeber und Verlag
Pfr. Daniel Klingenberg
Evangelische Landeskirche
Loëstrasse 60, 7000 Chur
daniel.klingenberg@gr-ref.ch
079 787 45 16

Abonnemente und Adressänderungen
Somedia Publishing AG
Sommerstrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
0844 226 226
abo@somedia.ch

Inserate
KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediabereiter Urs Dick
071 314 04 94, u.dick@kueba.ch

Inserateschluss Ausgabe 3/2023
1. Februar 2023

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.

Porträt

Früher ging am Skilift nichts ohne ihn

Tourismus Im Winter bedient Edi Ambühl Gäste am Skilift auf dem Rinerhorn in Davos. Der Bauer wäre am liebsten Helikopterpilot geworden.



Ein Multitalent: Edi Ambühl spielt Akkordeon, kann jodeln, war Schauspieler und Chauffeur.

Foto: Walter Dürst

«Skis gerade, Blick nach vorn», ruft Edi Ambühl dem in den farbigen Goretex-Anzug gepackten Vater und dessen Tochter hinterher. Der Motorenlärm der Skiliftkurbel an der Station Juonli ist ohrenbetäubend. Ruhig hingegen ist der Betrieb am Skilift. Abgesehen von den Teilnehmenden der Clubrennen hat es kaum Gäste an diesem Sonntag nach den Weihnachtsferien.

Ambühl blickt zum Himmel. Ein Helikopter der Rettungsflugwacht steuert die gegenüberliegende Talseite an. «Das muss etwas Ernstes sein», sagt er und stellt die Schaufel vor der Lifthütte ab. Der Helikopter fliegt Richtung Chur. Pilot zu

werden und über die Berge zu fliegen, war Ambühls Bubentraum. Als Kind besass er ein Modellflugzeug.

Von acht auf eins

Weggefliegen ist der Davoser, dessen Vorfahren seit Generationen im Landwassertal leben, aber nie. Wie vorgesehen, übernahm er den elterlichen Betrieb. Bis vor gut 20 Jahren besass er ein Dutzend Milchkühe, ein Pferd, einen Stier, drei Geissen und einen Hund für die Jagd.

Schon damals arbeitete Ambühl während des Winters bei den Bergbahnen. «Ausser auf dem Bürostuhl zu sitzen, habe ich hier alles schon gemacht: Rettungsdienst, Kabinen-

führer und hinter der Bar stand ich beim Nüllli-Lift», sagt er und tritt in die warme Lifthütte ein.

Er nimmt eine Prise Schnupftabak, winkt dem Kollegen zu, der zur letzten Kontrollfahrt aufbricht und sich, wie die meisten, selbst anbügelt. Diese «Selbstanbügler» gibt es auf dem Rinerhorn seit den Siebzigerjahren. Sie haben einen längeren Stiel, sodass sich die Gäste die Bügel selber greifen können.

«Früher ging es nicht ohne uns», sagt Ambühl. Insgesamt acht Angestellte arbeiteten da, wo Ambühl heute allein ist. Sie verkauften Tickets und präparierten das Liftrasse mit dem Hobel, einer Art Ret-

tungsschlitten, den man hinter sich herzog, rauf mit dem Lift, runter in der Spur, bis sie geglättet war.

«Mein Rekord beim zwei Kilometer langen Nüllli-Lift war eine Minute 40 Sekunden», sagt Ambühl und greift zum Funkgerät, aus dem nun Wortfetzen zu hören sind. Sein Kollege von der oberen Liftstation hat den letzten Fahrer quittiert. Bevor Ambühl mit dem Schneetöff zum Feierabendbier ins Blockhaus im Tal fährt, räumt er die Schutzzäune ab, parkiert die Skiliftbügel so, dass der Pistenbully das Trasse in der Nacht gut überqueren kann.

Digitalisierung verunsichert

Im Blockhaus herrscht Hochbetrieb. Das Team vom Rennkader isst Fondue, die Jugendlichen chatten an ihren Handys, und am Stammtisch sitzt die Bergbahn-Crew.

An der Wand hängt eine Jagdtrophäe von Ambühl, ein prächtiges Steinbockgeweih. Auch einer der

«Ausser auf dem Bürostuhl zu sitzen, habe ich hier alles schon gemacht.»

Söhne und ein Enkel lieben die Jagd. «Die Natur beobachten und spüren: Es gibt nichts Schöneres.» Er zieht jetzt auch sein Handy hervor und zeigt Bilder vom Wolf, den sein Sohn im Bärental, gegenüber dem Rinerhorn, beobachtet hat.

Als Kind lief Ambühl täglich zum Melken von Davos Glaris ins Bärental, wo die Milchkühe den Sommer über weideten. Er erinnert sich an den Frost auf der Bettdecke im Winter und an 1968, als eine Lawine den Brunnen vor dem Hof und einen Teil des Stalls zerstörte, gerade in dem Moment, als er vom Haus ins Freie trat. Heute schützen Lawinenerverbauungen den Hof, der seit dem 16. Jahrhundert unterhalb des Rüggli in Davos Glaris steht.

Ambühl nimmt einen Schluck von seinem Kaffee. «Du kannst den Wandel nicht aufhalten», antwortet er auf die Frage, was er über Klimawandel oder Kunstsnee denke. Anpassen müsse man sich und das mit Umsicht. «Dazu gehört nun mal Kunstsnee.» Mehr beschäftigt ihn der Wandel durch die Digitalisierung. Zwar besitze er einen Laptop. Den brauche er aber eigentlich nur zum Jassen, sagt er und bestellt noch einen Kaffee. Rita Gianelli

Gretchenfrage

Maria Walliser, Ex-Skirennfahrerin

«Mein Schutzengel war immer dabei»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Walliser?

Ganz gut, finde ich! Meine Einsichten und Anschauungen sind wie ein Puzzle: Ich nehme aus verschiedenen Religionen den einen oder anderen Glaubenssatz heraus und lasse mich von dem positiven und Halt spendenden Wissen inspirieren. Etwas darf dabei einfach nicht fehlen: der Bezug zur Schönheit und zur Kraft der Natur.

Sie sind im Toggenburg in einer katholischen Familie aufgewachsen.

Ja, in einem Dorf mit einer wunderschönen Kirche. Ich erinnere mich besonders an die Zeit als Ministrantin. Wir waren die ersten Mädchen, denen es erlaubt war zu ministrieren. Endlich waren die Gottesdienste nicht mehr langweilig. Ich hatte etwas zu tun und kannte mich bestens im Kirchengesangbuch aus. Seither nutze ich Kirchen, Kapellen und Grotten als Rückzugsorte. Die Stille tut mir gut.

Skirennen fahren auf dem Niveau, wie Sie es taten, braucht auch Mut. Wüssten Sie sich manchmal einen Schutzengel herbei?

Oh ja, und der war auch immer dabei! Meine Skikarriere verlief fast unfallfrei, und meine Dankbarkeit richtet sich deshalb auch himmelwärts. Mir war immer klar, dass es eine mächtige Kraft im Universum gibt, von der ich kostenlos zehre.

Das Leben mit Ihrer Tochter Siri, die mit einer Beeinträchtigung zur Welt kam, war sehr anspruchsvoll.

Wie haben Sie die Zeit gemeistert? Wie sagt ein Sprichwort so treffend: «Dein Rucksack ist nur so schwer, dass du ihn noch tragen kannst.» Es war eine sehr schwierige Phase in meinem und unserem Familienleben. Offenheit, der Glaube an das Gute und das Vertrauen in eine höhere Macht haben mich damals wie heute getragen. Meine Tochter ist nun längst erwachsen, und für mich ist die Zeit reif, mehr Stille und Zurückgezogenheit zu leben. Und das zu tun, gelingt mir in meinen geliebten Bergen am besten.

Interview: Katharina Kilchenmann



Maria Walliser (59) gewann im Ski-Weltcup 25 Rennen. Sie präsidiert die Stiftung Folsäure Schweiz. Foto: zvg

Auf meinem Nachttisch

Mach mal Pause!

Wer viele Pausen macht, arbeitet nicht weniger

Pausen werden als verschwendete Zeit missverstanden und weg-optimiert. Dabei machen uns Pausen produktiver, kreativer und nicht zuletzt gesünder, wie die Forschung zeigt. Die Autorin macht einen Selbstversuch und merkt, dass richtig Pause zu machen, gar nicht so einfach ist.

Im Homeoffice unterbricht sie ihre Arbeit und wässert die Pflanzen – bewusst ohne Blick aufs Handy. Pause ist Pause. Seit sie sich Pausen einräumt, hat sie weniger das Gefühl, dass die Zeit rast. Sie kann besser Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden, entwickelt kreative Ideen, wird produktiver und konzentrierter. Wer rastlos sei und selten oder

nie Pause mache, der erschöpfe, betont der Arbeitspsychologe Norbert Semmer.

Über 30 Prozent der Arbeitstätigen in der Schweiz sind emotional erschöpft. Was dagegen helfen würde, wäre, regelmässig und richtig Pause zu machen, wie Forschungsergebnisse auch zeigen. Moderne Zivilisationskrankheiten rühren daher, dass wir zu wenig Pausen einlegen. Die Ermüdung kostet die Schweizer Wirtschaft 6,5 Milliarden Franken im Jahr. Verschärft wird dieser Trend durch das Multitasking, das eine Illusion ist. «Unser Gehirn kann nur eine Sache nach der anderen gut verarbeiten. Es ist ein Irrglaube, dass wir mehrere Aufgaben

gleichzeitig bewältigen können», sagt Hirnforscher Henning Beck. Denn Nervennetzwerke ermüden, wie Muskeln im Sport. Und wer viele Pausen macht, arbeitet nicht weniger. «Konkret sollen Arbeit und Pausen im Verhältnis 5:1 erfolgen: 50 Minuten arbeiten, dann zehn Minuten Pause», so Beck.

Reena Thelly, «Input» vom 11. Dezember 2022, Dauer: 33:35 min, www.srf.ch/audio/input.



Cornelia Mainetti, 50
Fachstelle Kirche im
Tourismus/Marketing